

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

121 (24.5.1930) Die Mußestunde

Zweikampf in Paris

Roman von Wilhelm Meibin

Edmonde Lary hatte zwei Liebhaber. Alle Welt wußte das. Nur die betroffenen Teile hatten keine Ahnung davon. Das kinnat ganz lächerlich. Aber es ist wahr. Denn Edmonde Lary hatte, wie alle Frauen, die das Zeug zur großen Kofette in sich haben, die heimliche Fähigkeit, die Männer stets eiferfüchtig zu machen und dabei doch in dem Glauben zu halten, daß sie die einzigen seien.

Der eine war Darieux von der Comédie Française, ein, wenn auch etwas melierter, so doch noch sehr gut erbaltener Heldendasteller, der andere, der Graf von Volignac, ein sehr junger Mann, hübsch feurig, altmüdig edelmütig, der trotz guten Willens von einer gewissen ritterlichen Lebensauffassung nicht loskommen konnte.

Beide waren die besten Freunde. Man konnte sie täglich über die Boulevarden schlendern sehen eintreten, Arm in Arm. Man schickte hinter ihnen her. Sie merkten es nicht. Man flüster ihnen die Wahrheit ins Ohr. Sie wollten sie nicht glauben. Es war ein Meisterstück von Edmondes genialer Equilibristik.

Aber eines Tages konnte selbst Edmonde Lary die unausbleibliche Katastrophe nicht verhindern.

Es geschah, daß Volignac seinen Aufenthalt in Deauville ganz unerwartet abgebrochen hatte, in einem Moment bei Edmonde erscheinend, den man durchaus nicht als passend bezeichnen kann.

Als der ritterliche junge Mann, der an diesem Abend einen letzten Spitzsinn entwickelte, Herrn Darieux von der Comédie Française in Edmondes Badezimmer entdeckte, geriet sein blaues Blut jählings in Wallung und er brüllte, sehr fleisch, sehr aufrecht, einendert der Erde seiner 33 Ahnen, dem schlatternden Herrn Darieux von der Comédie Française das Wort „Schurke“ ins Gesicht.

Herr Darieux, der auf der Bühne ein Held, im gewöhnlichen Leben aber ein jovialer und durchaus tonantlicher älterer Herr war, benahm sich in dieser Situation, die für ihn nicht weniger überraschend und peinlich als für Volignac war, eigentlich sehr vernünftig. Er unterdrückte seinen persönlichen Schmerz und fragte nur mit einem leisen Anflug von Zornismus: „Ausgerechnet — du?“

Was Volignac mit einer Forderung beantwortete.

Darieux hätte ihm wahrscheinlich daraufhin ins Gesicht gelacht, wenn Edmonde — vielleicht weil eine romantische Ader in ihr erwacht war, vielleicht weil sie Volignac verzeihen wollte — dem jungen Grafen nicht um den Hals gefallen wäre und ihm gesurrt hätte: „Du oder, beist du nicht dem besten Menschen!“

Es wurde vereinbart: 12 Schritte Distanz. Angelweh bis zur Kampfunfähigkeit. Im Bois, Samstag früh. Sechs Uhr.

Freitag abend, acht Uhr, stellte Darieux den Grafen am Boulevard Beauharnais. Er überreichte dem jungen Mann mit einem Wortschwall aus dem dieser ungefähr folgendes einreichen konnte: „Ich weiß, daß du mich morgen töten wirst, dennoch... so langfristige, gute alte Freunde... und nur um eines Weibes willen... die leidige Konvention... man sollte ihr doch einmal ins Gesicht schlagen... in Eintracht einen Abend zusammen verbringen, ehe man sich tötet...“

Darieux hatte den ganzen Zauber seiner Persönlichkeit auf Volignac wirken lassen. Der Graf war überwältigt. Er hatte fast Tränen in den Augen, als er sagte: „Lieber, guter, alter Freund! Wie schrecklich! Wie schrecklich! Aber jetzt ist es zu spät. Es muß sein, du verstehst, Morgen...“

Aber heute...
Sie nahmen ein geschlossenes Auto, zogen die Vorhänge zu. Die Welt durfte sie ja nicht bekommen sehen.

In einer verstellten Laverne am einsamen Mont Martre verbrachten sie den Abend. Darieux redete, redete, redete. Bestellte Wein, Wein, Wein. Redete, redete, redete...
„Ja, es ist furchtbar“, rief Volignac.

„Gewiß“, sagte Darieux patetisch, „es ist die Welt, die uns als Opfer fordert, auf den Altären ihrer Sensationsgier. Hier sitzen wir, zwei gute, alte Freunde, zusammengeschnitten durch eine tiefe, edle Wohlverstandlichkeit, aber zwischen uns türmt sich ungeheurer eine Mauer. Eine hohe Mauer ist es — eine unübersteigbare Mauer. Die Mauer der Konvention! Oh, über dieses Unier, das gierig Menschen frist und Schicksale, Glück und Liebe, in unerfülllichem Drange...“

„Was — was — was für ein Unier?“ rief Volignac, schon etwas benebelt.

Darieux füllte sein Glas frisch auf. „Stob an!“ rief er, „auf dein Wohl — auch wie trägt dies Wort!“

„Me — me — mein Gott!“, jammerte Volignac und fiel ihm um den Hals.

„Keines Wortes mehr fähig vor Rührung, steht du vor mir, junger Freund!“, rief Darieux. „Und was ist es, was uns trennt? Nichts als ein Weib! Ein Weib —? Schmach über sie. Wie will ich dies edle, reine, erhabene Wort in Verbindung mit dieser Circe über meine Lippen bringen! Ein Weib —? Eine Kofette!“

„Was sollen wir nur tun, du Güter!“ schluchzte Volignac. „Ich kann dich nicht töten!“

„Es muß etwas geschehen“, sagte Darieux.

„Es muß etwas geschehen“, sagte Volignac.

„Halt — ich habe!“ rief Darieux, der auf einmal sehr nüchtern war. „Wir schießen in die Luft.“

„Niemals!“, rief Volignac. „Ich habe 33 Ahnen!“

„Aun, ich werde zu sterben wissen!“ rief Darieux.

„Es darf nicht sein!“, schluchzte Volignac.

„Schön, dann nicht“, sagte Darieux sehr frohlich. „Ich war auf deinen Einwand übrigens gefaßt. Man soll nicht lazen, daß wir beide in die Luft geschossen hätten. Gut, schießen wir also nicht in die Luft!“

„Dann werde ich dich töten!“

„Du stellst doch den Pistolenkasten bei?“, fuhr Darieux unfeiert fort. „Du wirst die Pistolen ganz einfach mit Wasserpatronen laden. Dann kann niemand sagen, daß wir in die Luft geschossen haben und wir haben doch in die Luft geschossen. Das ist die beste Lösung. Volignac kämpfte einen gewissen Kampf mit seinen 33 Ahnen. „Und du erhaltst dir einen Freund und — eine Geliebte“, sagte Darieux sehr eindringlich.

„Du willst von Edmonde lassen, du oder?“, rief der Graf erstickt.

„Gewiß! Für dich tue ich alles!“

Am nächsten Morgen mußten die beiden Duellanten mit etlicher Gewalt geweckt werden. Sie schliefen nicht nur den tiefen, gesunden Schlaf der Gerechten, sondern hatten auch einen nicht unbedeutenden Kausch auszufechten. Ihre Kaltblütigkeit löste allgemeine Bewunderung aus.

Auf einer kleinen Dichtung im Bois nahmen die Gegner Aufstellung. Der Unparteiische unteruchte flüchtig die Waffen. Er fand sie in Ordnung. Er war eingeweiht.

Die Duellanten hoben die Pistolen. Volignac zielte boarisch auf Darieux.

Der Unparteiische schaute in die Hände.

„Eins, zwei, drei...“

Scharf wie ein Pfeil schob Volignac die Schülze in den taufrischen Morgen hinein.

Herr Darieux von der Comédie Française schien plötzlich zu schwanken, fuhr jäh mit der Hand an die Brust, taumelte einen Augenblick und fiel dann mit einem dumpfen Aufschrei vornüber ins frische Gras.

Ein gellender Aufschrei — aus dem die Dichtung umsäumenden Gebüsch stürzte eine Frau und warf sich aufschreiend über Darieux. Es war Edmonde Lary. Volignac, der das Unbegreifliche nicht fassen konnte, sprang hinaus, um seinem gefallenen Gegner die Hand zu reichen. Aber Edmonde fuhr auf ihn los wie eine wilde Rabe und schrie: „Eben!...! Mörder...! Volignac war erledigt. Für immer. Da schlug Herr Darieux die Augen auf, schloß sie mühsam, erhob sich mit Hilfe seiner Sekundanten und schwante, auf Edmonde geküßt, zu seinem Auto. Ein Motor knatterte im morgentlichen Bois. Hinter einer Staubwolke verschwand das Auto des Herrn Darieux.

„Ich verstehe das alles nicht —“, jammerte Volignac, als er mit dem Unparteiischen endlich allein war. „Wie hat Edmonde erfahren, wann das Duell stattfindet und dann...“

„Aber das ist doch ganz klar“, unterbrach ihn der Unparteiische. „Herr Darieux hat es ihr gesagt.“ — „Aber die Pistolen! Es ist ja furchtbar. Sie haben die Waffen doch untersucht. War etwas nicht in Ordnung?“ — „Oh, alles was in Ordnung!“

„Ja dann“, klotzte der Graf verzweifelt. „Wie erklären Sie sich dann den schrecklichen Unfall?“ — „Himmel, bescheiden Sie denn noch immer nicht? Darieux ist eben ein ausgezeichneter Heldendasteller und selbst die Polizei hat rote Tinte schon für Blut gehalten!“

Wie Mascagnis Meisteroper entstand

Nur wenigen dürfte es bekannt sein, daß die „Cavalleria rusticana“ Mascagnis Meisteroper und zugleich das Standardwerk des italienischen Verismo, ihr Entstehen teilweise einer Anregung Puccinis verdankt.

Schon seit den Konservatoriumsjahren — beide studierten unter Ponchoelli in Mailand — verband Mascagni und den etwas älteren Puccini eine kollegiale Zuneigung. Obwohl im Temperament durchaus verschieden, wußten sie immer auf das trefflichste zu harmonisieren, und diese Freundschaft dauerte bis zum Ableben Puccinis, länger als vierzig Jahre.

Nach dem Verlassen des Konservatoriums mußte Mascagni schwer und in den trübseligen Verhältnissen um sein Fortkommen ringen. Als Kapellmeister kleiner Operientruppen durchwanderte er kreuz und quer ganz Italien, doch diese Posten bezahlten ihn künstlerisch so wenig und waren so schlecht dotiert, daß er es zuletzt vorzog, die Stelle eines Musiklehrers in dem kleinen Cerignola anzunehmen, wo man ihn mit dem bescheidenen Monatsstipendium von hundert Lire engagierte. Da er sein Auskommen mit diesen Begehren nicht finden konnte (der junge Mascagni hatte frühzeitig geheiratet und war bereits Familienvater), mußte er auch Klavierstunden geben.

Eines aber richtete ihn auf in seiner kummervollen Lage: endlich hatte er Zeit und Ruhe, das große Werk zu vollenden, das seine Phantasie schon seit Jahren beschäftigt hatte, die vieraktige Oper „William Ratcliff“ zum Text der gleichnamigen Dichtung von Felice. In dieses Werk, das er auch heute noch als sein bestes anreht, knüpfte Mascagni die hoffentlichsten Erwartungen.

Da geschah es, daß er eines Tages im Jahre 1888 nach Neapel kam, um sein Freund Puccini zu begrüßen, dessen Erstlingsoper „Le Villi“ dort gerade aufgeführt wurde. „Du denkst noch immer an deinen „Ratcliff“? erkundigte sich der zukünftige Schöpfer der „Böbeme“ und „Turandot“, „Ja, lieber Pietro, ich will dir einen guten Rat geben. Ein Werk wie der „Ratcliff“ ist viel zu schwer, um als Erstlingsoper einen durchschlagenden Erfolg zu finden. Trachte, und sei es unter Dichtung eines Teils deiner Ideale, zuerst etwas Leichtes, Räubereres zu schaffen, womit du dir rasch

einen Namen machen kannst; für die größeren Werke wartest du dann auch noch Zeit ab.“

Diese Worte, die der uneheliche Theaterkritiker Puccinis seinem Freund eingegeben hatte, fanden gar bald eine trugbringende Verwirklichung. Mascagni hatte plötzlich erkannt, wie es anzupacken sei, und er wartete jetzt nur auf die günstige Gelegenheit.

Sie kam in Gestalt eines Preisausgleichens, das der Verleger Sonzogni in seiner Theaterzeitschrift „Le Teatro Illustrato“ für die besten zwei einaktigen Opern ausgeschrieben hatte; dreitausend Lire als erster Preis, zweitausend als zweiten. In seiner bedrängten Situation erschienen dem jungen Mascagni diese Summen als schwindelerregender Reichtum, mit dem es möglich werden konnte, das wankende Lebensschiff wieder ins Gleichgewicht zu bringen.

Und so machte er sich, eingebend der Worte Puccinis, an die Komposition der „Cavalleria rusticana“, wenn auch nach ihm zurechnen Selbstvertrauen, daß er die Arbeit an seinem geliebten „Ratcliff“ jetzt unterbrechen mußte.

„Ich habe mit ein Pianino in Bari ausgeliehen“, schrieb er damals einem seiner Freunde, „und ich arbeite an der „Cavalleria“ mit Schwung. Das einzige, was mich verdroffen macht, ist, daß ich meine Arbeit nicht direkt dem Publikum zeigen kann, sondern vorerst einer Kommission werde unterbreiten müssen, nichtkünstlerischen Musikgelehrten (verbessert), die das Haar in der Fucche finden; ich will mich aber bemühen, auch diese Herren zufrieden zu stellen. Vielleicht wirst Du sagen, daß mein Schritt — die Komposition einer solchen Kleinigkeit — verfehlt ist. Aber was willst Du: ich bin ein Schiffsbrüchiger und sehe deshalb jedes Meileil ins Riesengroße vergrößert. Doch wenn ich siegte? ... Ah, mein Ratcliff!“

Als er diese traurigen Worte schrieb, die Worte eines Idealisten, der nur notgedrungen eine fühlende Zufallschance ergreift, da mußte er noch nicht, wie auf ihm Puccini geraten, das er der Grundstein seines Ruhmes werden sollte, sein unübertrafenes Meisterwerk.

Und die „Cavalleria“ geblieb, wurde noch knapp vor dem Endtermin fertiggestellt und dann, nach einem letzten Sträuben Mascagnis, den wieder der schwärzeste Pessimismus überkommen hatte, von seiner jungen Gattin zur Post gebracht. Nur die „Siciliana“, das von Puccini bei geschlossenem Vorhange gelangene Einwürfen, fehlte noch damals; erst tags darauf, nachdem das Paket schon abgegangen war, wurde sie von Mascagni komponiert. Die Kommission mußte von einer nachträglichen Angleichung des Liedes nichts wissen — das wäre Verletzung der Kontursbestimmungen gewesen —, aber Sonzogni nahm die Verantwortung auf sich, und so konnte die Oper um diesen ändernden Schlaet bereichert werden.

Alles weitere gehört der Theatergeschichte an. Die „Cavalleria rusticana“ wurde ein Publikumserfolg, wie ihn keine zweite Oper der letzten vier Jahrzehnte zu verzeichnen hatte. Das Werk ist über die ganze Welt gegangen und allein Wien hat in seinen zwei Operntheatern bis jetzt etwa tausend Aufführungen hervorgebracht.

Wie es aber an jenem 17. Mai zuging, als das Publikum des Colanzi-Theaters in rasender Begeisterung dem klutunigen Maestro zujubelte, das hat Mascagni kurz nach der Premiere seinem Vater geschrieben. Dieser Brief — wir geben ihn nachstehend erstmalig in deutscher Uebersetzung — hat folgenden Wortlaut:

Mein Vater!

Die tiefe Rührung hindert mich, Dir bis ins Detail über den vorerfüllten Abend zu berichten, der mit einem Werk überfüllt war. Ich habe mich noch nicht von der Erschütterung und Aufregung erholt. Wie hätte ich mir eine solche Begeisterung vorgestellt; alle applaudierten im Rausch und auf dem Balkon waren alle aufgestanden, das ganze Orchester hatte sich erhoben, alle konnten sich nicht genug tun in Beifallsbekundungen. Alle Damen, die Königin mit inbegriffen, klatschten Beifall. Es war ein Erfolg, wie man noch keinen gesehen hat. Ich werde es aus den Zeitungen ja schon erfahren haben, die alle der gleichen Meinung sind. Der große Eindruck hier in Rom dauert an und nimmt noch immer zu. Bis ich ruhiger bin, werde ich genauer darüber schreiben.

Heute hat mir Ricordi telegraphiert, um das Werk zu erwerben. Doch habe ich, schon aus Dankbarkeit, einen Vertrag mit Sonzogni unterzeichnet, der mir durch zweieinhalb Jahre den Genuß von je fünfzehnhundert Lire garantiert. Der erste Preis gehört mir. Meine Situation ist von Grund aus eine andere geworden. Ich glaube, die Sinne zu verlieren.

Bad werde ich in Livorno sein. Grüß alle, alle. Ich küsse Euch herzlich. Wie viel habe ich in diesen Stunden an Euch gedacht! Schreibe mir, Teatro Colanali, viele Küsse, viele Umarmungen. Und Puccini, der seinen Freund so gut kennen hat, habe ich mit ihm, zwei Jahre später — eine Manon Resca — war inzwischen erschienen — eiste er selbst dem Welttrium entgegen. Bernhard Möring.

Das Haus der Tscheka

Von Ferdinand Ossendowski.

Es war noch nicht elf Uhr nachts, und die Polkoiß Lubianka lag vollkommen verdet. Richtig tauchte aus einer Seitenstraße ein einlamer Mann in einem verhassten Mantel auf; den ausgetriebenen Schapelstrahlen hatte er hochgehoben. Aus dem Tor eines Hauses, dessen Fenster ausgehängen waren, dessen Mauern von Angelenklingen sich schälten, stürzten drei Soldaten und umringten den Mann.

„Wohin? Her mit der Legitimation!“

Der Mann, der den Kopf senkte, hielt, sah auf, den Soldaten in die Augen. Es erzarrten und fanden still.

„Halt mir das Haus der Tscheka!“

„Sie leben davon, Genosse“, gab einer der Soldaten knäselnd die Auskunft.

Lenin sah sich das Haus genauer an. Es war sehr groß, hatte hohe Fenster, die zum Teil mit Brettern verhängen, aber vollkommen dunkel waren.

„Zum Teufel! Schlafen hier schon alle?“

Als Antwort vollerte aus dem Innern des Hauses gedämpftes Knattern eines in Gang geleiteten Kraftwagens nach einer Weile trat wieder Stille ein; eine tödliche, beunruhigende Stille.

„Was war das?“

„Berurteilte wurden erschossen...“, erklärte der Antoffizier. „Wenn dies geschieht, wird immer der Motor des Kraftwagens in Gang gesetzt, damit die Schülze und die Schreie der Getroffenen überhört werden.“

Lenin trat ans Tor und läutete.

„Aun fährt der Satan um diese Zeit daher! Weg vom Tor, oder ich schieße...“

Der Präsident des Rates der Volkskommissare kommt zum Genossen Dierichowski.

Der elige Schritt eines fortstürzenden Wochpostens würde vernehmbar, dann ein durchdringender Pfiff. Einige Minuten verstrichen, ehe das Tor geöffnet wurde. Ein kleiner, gedungener Mann mit einem podennarbigem Gesicht lugte vorsichtig und argwöhnlich heraus, ehe er Lenin schweigend eintreten ließ. Nachdem er das Tor wieder verschlossen hatte, ging er hinter ihm her und brumnte erklärend:

„Wir müssen wachsam sein... Schon einige Male kamen bewaffnete Kerle zu uns, um die Genossen Dierichowski und Peters zu töten... Polen und Litauer sind schlicht auf sie zu sprechen. Nun, sie haben das Haus nicht mehr verlassen, aber es sind noch andere da, die Rache geschworen haben. Gestern hat man im Unverfätsarten den Genossen Bagis gefunden, den unbekannte Verbrecher aufgenüßt haben...“

Im selben Licht von Petroleumlampen, die nur schwach den Hof des Hauses erhellten, tauchte plötzlich eine hohe, blinde Mauer auf, deren Ende sich oben in Nebel verlor. Sie schien zerleht und zernarbt, wo der Versuch jüngst abgefallen war, waren Blutspürer erkennbar. Unterhalb der Mauer lagen reingelose, nackte Körper, zusammengeknäuel, verkrümmt, wie Feten, die man hingeworfen hatte. Reicher Dampf schwebte über ihnen zu schweben. Abwärts stand ein schwarzes, schwarz angegründenes Kastauto. Lenin blieb stehen und sah nach dem ihm folgenden Wächter. Dieser verstand die dumme Frage.

„Hier werden die Beurteilten erschossen. Das Reichsinnenamt ist im Souterrainfenster untergebracht; es ist so aufgestellt, daß die Vorübergehenden sofort getötet werden...“ Er lacht bitter. „Eine Massenproduktion... aber anders ist es nicht möglich!“

Lenin wies hinüber, wo die nackten Körper lagen.

„Und was macht ihr später damit...?“

„Ein Teil wird zur Stadt hinausgeführt, wo die Beurteilten von morgen bereits für sie und sich die Gräber ausbeben. Andere kommen ins Spital, die Letzte studieren dann an ihnen. Ein Professor kommt oft hierher und laßt, daß nun gute Zeiten für die Wissenschaft angebrochen sind, denn Leichen gibt es in Hülle und Fülle. Man weiß nie, wem das maute kommt...“

Sie gingen die Treppe hinauf, ins zweite Stockwerk. Ueberall fanden sie berührten. Ueberall Geschrei, Jammern, Weinen, das fernher herüberbrang. Hin und wieder Schüsse. Sie betraten einen geräumigen Warterraum, von dem aus ein innerer Gang in das Gebäude führte, mit Türen rechts und links, vor denen dienstliche Soldaten auf und ab patrouillierten.

Ein dürrer, blonder Mensch mit müden, geröteten Augen sah am Schreibtisch; er erhob sich.

„Ich melde sofort dem Genossen Präsidenten der Tscheka...“ und entließte.

Mit aller Gewalt unterdrückte Lenin die in ihm aufsteigende Empörung. Still war es hier, nur von Zeit zu Zeit drangen die schnarrenden Stimmen der Chinesen herüber, dann rief eine Glocke, langgezogen und ungeduldig. Der Beamte blieb geruame Zeit aus. Die Soldaten an den Türen blickten verzweifelt und rätselhaft auf den Unbekannten, der wartete. Sie wußten: Wer immer sich hier in dieser oder jener Angelegenheit einfand, — er verließ das Gebäude nicht bald. Sie sahen, wie die Leute den Warterraum betraten, wie sie ihn verließen — fast nie. Sie kamen diesen Weg, wenn sie zur Treppe gingen, wenn sie ausgelitten hatten, fanden sie einen anderen Ausgang. Plötzlich hob es Lenin durch den Sinn.

Wir haben einen Staat im Staat geschaffen. Die Tscheka kann mächtiger werden als der Rat der Volkskommissare...“

(Kurzer Wdruck aus dem neuen Werk von Ferd. Ossendowski über „Lenin“, das Mitte April im Sieben-Stäbe-Verlag, Berlin, in deutscher Uebersetzung erschienen ist. Preis 2.88 M.)

Welt und Wissen

Freih Abt sah... Der bedeutende italienische Dichter Alessandro Manzoni, Begründer der romantischen Schule Italiens, wurde im damaligen Sinne „freigeistig“ erzoogen und schenkte sich in seiner Jugend nicht so sehr durch seine Fähigkeiten als vielmehr durch grenzenlose Frechheit gegenüber seiner Lehrer aus. Als er einmal, zweibeidhändig, befragt wurde, welcher Art der Satz „Die Schüler haben ihren Lehrer“ sei, antwortete der spätere Verfasser der von Goethe ins Deutsche überetzten Meisterode auf Napoleons Tod schloßkräftig: „Tronischer Art!“